

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 16

Artikel: Bande des Blutes : ein Roman [15. Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bande des Blutes

Ein Roman

Nach dem Leben erzählt von
ERNST ESCHMANN

15. Fortsetzung.

Marie empfand es schmerzlich, daß Frank so wenig nach ihr fragte. Auf einer einzigen Karte stand: Wie geht es Ihnen, was treiben sie daheim? Lassen Sie mir auch Herrn Direktor Haller grüßen und Ihre Mutter!

Das Übrige war Amerika. Lauter Amerika!

Die letzte Karte brachte ihr noch einmal eine Enttäuschung: „Ich kann nicht mit dem Dampfer Washington abreisen, den ich vorgesehen hatte. Es gilt, noch einen Abstecher in den Yellowstonepark zu unternehmen. Vielleicht reicht's zur Besteigung eines der Viertausender. Als Schweizer Alpenklubist interessiert man sich auch für diese Dinge, besonders, wenn man weiß, daß einem das Leben wohl nie mehr diese Gelegenheit verschaffen wird!“

So wartete Marie schweren Herzens. Ja sie begann sich vor der Heimkehr Franks zu fürchten. Wenn er so voll der amerikanischen Eindrücke war und gelernt hat, an alle Erscheinungen nur die größten Maßstäbe zu legen, wie behagten ihm die kleinen Dimensionen seiner Heimat? Seine Vaterstadt wurde zu einem Lilliputanerstädtchen, und sein eigenes Geschäft, erschien es ihm nicht wie ein kleines Haus, wie ein winziger Gewerbetrieb, der nur ein Stäublein war den Firmen gegenüber, die er kennen gelernt hatte? Seinem Vater, der mit Glück und Geschick Fabrikation und Handel in die Höhe gebracht hatte, würde eine solche Einstellung seines Sohnes weh tun. Meinungsverschiedenheiten träten zu Tage, die ungemütliche Auseinandersetzungen zeitigen könnten.

Solche Gedanken gaben in langen Nächten Marie Haller zu tun. Am Morgen wuschte sie sich die grauen Gespinnste aus den Augen und stieg hinunter ins Geschäft. Mit ihren Eltern sprach sie nur wenig über ihre Befürchtungen. Sie wußte, ihre Mutter war bereit, Frank in manchen Dingen in Schutz zu nehmen, die der Vater nicht

gelten ließ. Sie hielt sich an seine kaufmännische Tüchtigkeit und die glänzenden Aussichten, die Högger & Co. ihm bot.

Eines Tages geriet Marie in Aufregung. Eine Karte aus Hamburg brachte ihr die Nachricht, Frank befinde sich wieder auf europäischem Boden.

Nach wenigen Tagen erschien er daheim und hatte Mühe, sich an die Verhältnisse zu gewöhnen, wie sie in seinem väterlichen Geschäft herrschten. Wie klein und unbedeutend war doch alles im Vergleich zu Son & Co.!

26

Es war Herbst geworden. Die milde Sonne strahlte über Tal und See. Sie hatte den Sommer über gute Arbeit geleistet, den Äpfeln rote Wangen gemalt und die Butterbirnen in den Gärten reifen lassen. Man durfte sich freuen. Ein gesegnetes Jahr! hieß es rundum, und wo man einen Landmann traf, war er guten Mutes. Es hatte im Sommer keine Trockenheit gegeben. Von Zeit zu Zeit war ein Regen gefallen und hatte die Matten und alle übrigen Kulturen getränkt. Das Korn hatte gut eingebracht werden können. Einzig die Weinbauern beklagten sich, die Beeren der Trauben seien klein geblieben. Es habe ins Blut geregnet. Sie konnten sich trösten, die übrige gute Ernte machte den Verlust wett.

Eines Abends kehrte Marie aus der Stadt heim. Sie war nicht in bester Stimmung. Im Geschäft hatte sie Ärger gehabt. Und zu allem hinzu war Frank im Gang an ihr vorübergeeilt, als hätte er sie nie gekannt. Möglich, daß er sie nicht beachtet hatte. Denn vorher waren im Direktionszimmer laute Worte gewechselt worden. Vater und Sohn waren ungleicher Meinung. Das hatte sich in letzter Zeit oft gezeigt. Marie hatte im Vorübergehen hie und da im Gange Fetzen einer ungemütlichen Aussprache aufgefangen. Sie kannte die Stimmen Direktor Höggers und Franks.

„Das ist kleinlich, Vater, großzügig muß man sein!“

„Wir leben nicht in Amerika!“

„Wer nichts aufs Spiel setzt, gewinnt auch nichts.“

„Aus kleinen Anfängen habe ich unser Haus aufgebaut, so wie es jetzt dasteht.“

„Wie weit wären wir erst, wenn du forscher zugepakt hättest! Auch jetzt könnten wir noch manches gut machen, wenn du auf mich hören wolltest.“

„Ich disponiere, wie ich's für gut finde. Solang meine Kräfte noch ausreichen, geht's, wie ich will.“

„Verleiden könnt' einem dieses langweilige Schnecken tempo. Es harzt an Ecken und Enden.“

„Hast du gesehen, was in der Zwischenzeit, da du in der Welt herumbagiertest, gegangen ist? Kennst du die Umsatzziffern?“

„Vater, ich bin nicht in der Welt herumbagiert. Ich habe mich eingesetzt für die Firma Högger & Co. Ich habe unendlich viel gelernt und bin bereit, dir manches vorzuschlagen, was not tut bei uns.“

„Die Pilze, die in Amerika aus dem Boden schießen, kommen uns in der alten Welt nicht halb so schmachhaft vor.“

„Weil ihr euch die Zunge verdorben habt mit eurem alten Kraut.“

So donnerte es aus dem Direktionszimmer.

Ein andermal ging's noch lauter her.

„Schämen muß man sich!“ warf Frank seinem Vater ins Gesicht.

„Was hast du wieder?“

„Das traurige Quartier, in dem wir festleben! Andere Kaufleute in unsern Verhältnissen wohnen oben am Berg, wo die Sonne hinkommt und wo einem der Ruß nicht im Halse kratzt.“

„Bis jetzt hab' ich's ausgehalten, und die Mutter auch, und meiner Gesundheit hat's nicht geschadet.“

„Direktor Hallers werden sich manches gedacht haben, als sie zu uns kamen. Die Frau Direktor hat sich gut umgesehen.“

„Sie wissen, warum wir hier geblieben sind,“ und jetzt setzte der Vater fest und entschlossen hinzu: „Ich weiß auch, warum wir hier bleiben.“ Eine Tür schlug krachend ins Schloß, und Frank

stürmte davon, er wußte nicht wohin. Er schoß an Marie vorbei und schaute finster zu Boden.

Eine solche Auseinandersetzung hatte Marie Haller an diesem schönen Herbsttag vernommen. Sie hatte nichts hören wollen, aber da sie in einem nahen Bureau zu tun hatte, konnte sie dem Disput nicht ausweichen. Je ungemütlicher er sich zuspitzte, um so tiefer erschrak sie. Von einer ganz andern Seite lernte sie Frank kennen. War es der gleiche, mit dem sie gelegentlich in einem Café einen Abend verplauderte, der gleiche, mit dem sie auf dem Segler gefahren war, der gleiche, der im „Schweizerhof“ von allen umworben war und für den die meisten durchs Feuer gingen?

Und sie? Sie täte Frank unrecht, wenn sie sich beklagte. Mit Aufmerksamkeiten und Geschenken aller Art sparte er nicht. Und wenn er einmal war, wie er nicht sein sollte, verstand sie ihn. Er hatte sich im Geschäft wieder aufgeregt. Freilich, dem Vater begegnete er unfreundlich. Oft forderte er ihn geradezu heraus, daß sie wieder aufeinanderstießen. Er sollte sich mehr im Zügel halten.

Was nahm das für ein Ende, wenn es so weiter ging?

Sie schüttelte den Kopf wie um die Gedanken fortzuwerfen, die sie heute wieder so gewaltsam beunruhigten.

Sollte sie sich in der Musik zerstreuen?

Nein, zum Spielen war sie nicht aufgelegt.

Sie setzte sich neben den Flügel und las die Zeitung.

Es gab mancherlei zu vernehmen. Freilich war sie dem Gewirre der diplomatischen Fäden nie nachgegangen, die die Länder verknüpften, und da ihr die Zusammenhänge unklar waren, kümmerte sie sich mehr um die Ereignisse der Heimat und die Neuigkeiten, die sich in ihrer nähern Umgebung zutrugen. Man mußte auch wissen, was die Theater und Konzertsäle ankündigten und ob ein neuer Film aufgetaucht war, der lockte.

Mit flinken Augen überflog Marie die Blätter und blieb plötzlich an einer Notiz haften, die sie erschreckte. Sie mußte sie noch einmal lesen und sich vergewissern, ob sie sich nicht täuschte. Nein, da stand es, schwarz auf weiß: „Unglücksfälle. Im bekannten Gasthof zum „Rebstock“ über

dem See fiel die Tochter des Wirtes beim Äpfelpflücken von der Leiter. In bewußtlosem Zustande wurde sie ins städtische Spital eingeliefert. Man befürchtet einen Schädelbruch."

Marie überlegte sich: niemand anders konnte das sein als die blühende Tochter, das frohgemute Mädchen, das so gut Handorgel spielte. Bei ihrem letzten Besuch im „Rebstock“ hatte sie mit ihr gesprochen. Sie war ihr auch einmal im Geschäfte behilflich gewesen bei der Wahl eines Kleides, und sie hatten sich gut miteinander verstanden. Sie mußte die Zeilen noch einmal lesen.

Der gute Wirt, wie wird er in Ängsten schweben, wenn man nicht weiß, was für einen Verlaufs die Verletzung nimmt!

Als Marie mit ihren Eltern am Nachteffen saß, machte sie sie auf diese Nachricht aufmerksam. Der Vater schien erschrocken zu sein.

„Zeig, bring mir die Zeitung!“ bat er. „Ich habe Steffen gekannt. Ich bin früher oft im „Rebstock“ gewesen.“

Auch die Mutter kümmerte sich um den Unfall. Sie war besorgt, mehr, als sie zeigen wollte. „Keine Arbeit ist das für die Frauen“, sagte sie, „auf Leitern steigen und mit den Händen nach allen Seiten greifen. Wie leicht glitscht der Fuß auf den Sprossen, oder die ganze Leiter gerät ins Schwanken und bricht durch die Äste.“ Die Notiz beschäftigte sie. Ihre Wangen wurden fahl, und aufgeregt schaute sie nach dem Vater.

Was hatte sie nur?

„Das arme Mädchen!“ wiederholte Frau Ursula mehrere Male. „Ja ja, wie schnell ist etwas geschehen!“

Nach ein paar Tagen kündete mit großen schwarzen Lettern die Zeitung an, daß Elisabeth Steffen gestorben war. Und noch am gleichen Abend traf eine große persönliche Anzeige in der „Sonnhalde“ ein. Marie brachte sie aus dem Kästchen herauf und legte sie der Mutter hin.

Sie entfaltete das Blatt und schob es hernach in einer seltsamen Bewegung von sich. „So ist das Mädchen seinen Verletzungen erlegen“, sagte sie, und etwas Seltsames klang in der veränderten Stimme, das Marie nicht deuten konnte.

Man wünschte sich gute Nacht und zog sich in die stille Klausur zurück.

Marie konnte nicht schlafen. Sie dachte an Frank. Sie überlegte sich, wie manches sich geändert hatte in den letzten Wochen. Ein Zwiespalt lag in der Luft. Die Firma Högger & Co. stand an einem Wendepunkt. Eine Kraftprobe wurde ausgetragen, und es war unbestimmt, wer den Sieg davontrug. Die Jugend sperrte sich gegen das Alter, ungestüme Kraft gegen die Erfahrung, gewagtes Draufgängertum gegen verbürgte Sicherheit, ungeduldige Rücksichtslosigkeit gegen die Ruhe und Weisheit vorgerückter Jahre. Wohin stellte sie sich? Sie hielt zu Frank und konnte auch Vater Högger nicht Unrecht geben. Waren sie nicht von einem Verhängnis umlauert? Denn beide hatten es gut im Sinn und eine gesunde Entwicklung ihres Handelshauses im Auge. Es lag am Tempo, am Herzschlag, mit dem sie ihr Ziel verfolgten. Sie selber konnte nichts tun dazu. Keine der Parteien ließ sich bereden, und jede war entschlossen, die Verantwortung für all ihre Pläne zu tragen. Frank konnte heftig werden und seinen Vater zur Verzweiflung bringen. In seine Kritik ließ er das gefährliche Gift des Spottes einfließen, das der erfahrene Geschäftsmann mit dem Hinweis auf seinen Erfolg unschädlich machte.

Marie sah sich mitten in diesen Kampf hineinversetzt. Frank warb um sie, und just heute hatte sie mit Direktor Högger auf dem Bureau gesprochen. Er hatte Klage geführt gegen seinen Sohn: Ich bin noch zu jung, um meinem Bub zu sagen: Zieh den Karren allein! Ich fürchte, er könnte zerschellen. Hier stehen wir auf europäischem, auf helvetischem Boden und nicht im Lande der himmelsstürmenden Wolkenkratzer.

Marie Haller drehte sich mit ihren Gedanken im Kreis. Sie kam nicht vorwärts.

Auch ihre Eltern schienen noch keine Ruhe gefunden zu haben. Vaters Stimme drang herüber: „Jetzt steht Klaus Steffen allein. Das Unglück wird ihm zusehen.“

Die Mutter flüsterte: „Wirst du an der Beerdigung teilnehmen?“

„Es sollte schon jemand gehen.“

Marie lauschte. Jetzt redeten die Eltern noch leiser. Kein Wort mehr war zu verstehen.



Pfingstrosen

Nach einem Gemälde von Alfred Warger

Klaus Steffen saß im schwarzen Anzug in der großen Gaststube und stützte den Kopf. Er war verzweifelt. Bald trugen sie sein einziges Kind, das Liseli, hinaus und betteten es unten im Friedhof neben die Mutter. Wenn sie wüßte, was für Gesellschaft sie heute bekam!

Scharen von Leuten näherten sich dem Haus, und etliche brachten noch Kränze. Sie gruppier-ten sie um den Sarg, der mitten in der Stube aufgebahrt war. Die letzte Stunde sollte Liseli am Orte verweilen, wo sie die meiste Zeit ihres Lebens verbracht hatte. Stühle und Tische hatte man weggerückt, daß die Kränze und Bukette sich entfalten konnten.

War's möglich, daß es ans Abschied nehmen ging? Wie ein Blitz war das Unglück hereinge-brochen. Heute war Samstag. Klaus mußte sich immer wieder vergegenwärtigen, wie alles gekom-men war, und er erzählte den Leidtragenden und den guten Bekannten, die ihn darnach fragten. Am Mittwochnachmittag hatte so ein herrlicher Sonnenschein draußen im Garten gelegen und in den Matten. Die Erdbeeräpfel sind zeitig, sagte er beim Mittagessen über den Tisch, man sollte sie pflücken.

„Ja, ich mach's!“ hatte Liseli sich anerbotten. „Stell' mir die Leiter an!“

Er warnte sie noch: „Du gehst mir nicht! Das besorgen wir selber. Wenn der Fred keine Zeit hat, geh ich.“

Liseli aber lachte sie aus: „Meint ihr, das sei eine Hexerei, mit dem Haken die Zweige heran-zuziehen, die Äpfel abzulesen und in den umge-hängten Sack zu legen. Es ist nicht das erste Mal, daß ich euch diese Arbeit abnehme.“

„Nun denn, wenn du's haben willst, mach's!“ hatte er gesagt und gleich nach dem Essen drü-ben im Schopf die Leiter geholt, die große, und an den Baum gestellt, wo zwei feste Äste sich ga-belten. Sie hatte guten Stand, und wenn sie auch in Bewegung kam, war nichts zu befürch-ten. Sie drang nur mehr ins Gewirre der Zweige hinein und wurde durch die beiden Arme gehal-ten, die ein gutes Stück über der Erde ausein-ander strebten. Klaus Steffen hob den Kopf und schaute durchs Fenster nach dem Baum, an dem das Unglück geschehen war.

Liseli hatte sich an die Arbeit gemacht und war etwa zehn Sprossen hoch geklettert. In der Mehrg drüben hatte er, der Vater, zu tun.

Das Mädchen rief ihm aus der Höhe noch zu: „Schau, Vater, wie trefflich es geht. Prachts-äpfel sind's!“

Dann hörte er eine Weile nichts mehr von ihr. Plötzlich kracht etwas! Ein Splintern von Holz und gleich darauf ein dumpfer Fall.

Er rannte herbei. Liseli lag am Boden und blutete aus dem Kopfe. Die Äpfel, die es ge-pflückt hatte, lagen am Boden zerstreut. Und jetzt, wie er die Leiter betrachtete, entdeckte er, daß eine Sprosse gebrochen war. Das Mädchen wurde ins Haus getragen. Stöhnende Laute gab es von sich, und wenn man es etwas fragte, gab es keine Antwort. Es schien niemand zu hören. Man rief dem Doktor. So schnell es ihm mög-lich war, kam er gefahren und vergewisserte sich, wie es um Liseli stand.

Die Bewußtlose machte ihm Bedenken. Kurz entschlossen schlug er vor: Es ist am besten, wir fahren gleich ins Spital.

Erst am andern Tag kam Liseli zu sich. Es wußte nicht, was geschehen war, und erschrak, als es sah, daß es in einem fremden Zimmer lag und eine Krankenschwester neben ihm stand. Aber gleich verwirrten sich die Gedanken wieder.

Klaus Steffen fuhr heim, er verbrachte eine schlaflose Nacht. Vorwürfe, die er sich selber machte, peinigten ihn. Du hättest dich wehren sollen bis zuletzt und Liseli nicht auf die Leiter steigen lassen! Immer wieder sagte er sich's. Jetzt war's zu spät. Doch er hoffte noch. Viel-leicht war's nur eine Erschütterung des Gehirns, und alles kam wieder gut.

Aber das Blut, das geflossen war! Woher mochte es stammen?

Dann traf der furchtbare Bericht aus dem Spi-tal ein. Er schlug ihn nieder. Es war ihm, als wäre nicht nur die Sprosse auf der Leiter, als wäre mit ihr die Hauptstütze seines Lebens ge-brochen.

Jetzt stand er allein. Und neue Vorwürfe wur-den laut, und immer ungestümer fielen sie ihn an: Du hättest damals Marieli nicht fortgeben sollen! Jetzt würd' es dich trösten, und ein Mensch wär' dir geblieben, an den du dich halten könntest.

Direktor Hallers! Was sie wohl gedacht hatten, als sie die schwarzumrandete Anzeige in Händen hielten? Ob sie sich bewußt waren, wieviel sie von ihm verlangt hatten, als sie sein Marieli ganz für sich in Anspruch nahmen?

Nein! hätte er sagen können, und jetzt hämmerte ihm das Schicksal ein: Nein! hätte er sagen sollen.

Marieli zuliebe hatte er Ja! gesagt, eingedenk der Worte, die ihm die sterbende Emma als Vermächtnis hinterlassen hatte, tröstete er sich selber.

Marieli hatte ihre Schwester verloren und wußte es nicht. Am Nachmittag, als das Unglück geschehen war, hatte sie wohl im Geschäft gearbeitet. Und wer weiß, am Abend ging sie mit Direktors in ein Konzert oder vergnügte sich im Theater. Liseli lag im Spital, und im „Rebstock“ getraute man sich kein lautes Wort zu sprechen. Wie seltsam war doch das Leben, wie unbegreiflich gingen seine Wege!

Immer mehr Volk sammelte sich im Garten des großen Gasthauses. Man hatte Liseli erkannt. Man hatte es geliebt. Wie manche schöne Stunde hatte es allen verschafft, wie manches gute Wort ihnen gegeben! Jetzt kamen sie noch einmal zu ihm, um es auf seinem letzten Gange zu begleiten.

Der schwarze Wagen fuhr vor. Zwei Rosse wieherten. Zwei Männer trugen den Sarg aus dem Haus und schoben ihn auf die Brücke. Mit herrlichen Kränzen wurde er zugedeckt. Einer der schönsten war aus der „Sonnhalde“ gekommen.

Ein langer Zug bewegte sich den Berg hinunter.

Klaus Steffen war, als ginge es in eine Welt, in der keine Sonne mehr empor kam. Was hatte ihm die Zukunft noch zu sagen? Jetzt erinnerte er sich, daß er vor Jahren in gleichen Gefühlen der Trostlosigkeit hinter dem Sarge seiner Frau geschritten war. Ein neues Leben hatte sich wieder aufgetan, nur ein halbes. Jetzt hatte auch dieses sein Ende gefunden, er spürte es. Was hatte er noch zu tun? Was bedeutete ihm der „Rebstock“?

Für wen lebte er? Für wen reiste er im Lande herum? Ob zehn oder zwanzig Personen mehr oder weniger den Tag über seine Wegg aufsuchten, was kümmerte ihn das!

Die Kirchenglocken riefen der Heimkehrenden. Klaus Steffen wünschte, ihr Klang gälte ihm.

Als die Feier in der Kirche vorüber war und jedermann sich anschickte, nach Hause zu gehen, kam ein Herr auf den Rebstock-Wirt zu und drückte ihm die Hand. Jetzt erst erkannte ihn Steffen: Direktor Haller! Nur wenige Worte wurden gewechselt.

„Jetzt habe ich meine beiden Kinder verloren“, bemerkte der unglückliche Vater. Eine Stille trat ein. Dann erkundigte er sich nach Marie.

„Es geht ihr gut. Der junge Högger kümmert sich um sie.“

„Und vom ‚Rebstock‘ hat sie nie mehr etwas erzählt?“

„Immer im Herbst ist von ihm die Rede, in Erinnerung an den Spaziergang, den die Klasse zu Ihnen machte.“

Dann trennte man sich.

Klaus Steffen ging heim. Gab es für ihn noch ein Heim? In die Fremde! mußte er sagen, dünkte ihn.

Er hatte ja niemand mehr.

28

Der Winter nahm einen frühen Anfang. Schon Ende Oktober schneite es, und es schneite im November weiter und legte eine hohe weiße Decke auf die Erde.

Oft hüllte ein dichter Nebel die Stadt ein.

Der See dampfte.

Endlich einmal ein rechtes Winterwetter! jubelten die Sportsleute. Sie schwangen ihre Ski auf den Rücken und zogen den Bergen zu.

Frank Högger freute sich auf jedes Wochenende. So komm ich in andere Luft! sagte er sich. Das Leben in der Stadt behagte ihm je länger je weniger. Er konnte es nicht gestalten, wie er's im Sinne hatte. Im Geschäft, dem Vater gegenüber, drang er nicht durch. Fast jeden Tag machten sich die Spannungen spürbar, und Auseinandersetzungen folgten. Sie pflanzten sich fort nach Hause, an den Mittagstisch, und störten die Abende.

Die Mutter suchte Frieden zu stiften.

Umsonst.

Frank hatte ein kleines Häuflein von Nachflubbrüdern, mit denen er seine Skiausflüge

machte. Manchmal planten sie tüchtige Touren. Mutter Högger hatte immer Angst, wenn sie von solchen Unternehmungen redeten.

Sie lachten: Was kann uns geschehen! Jetzt fällt man weich, wenn der Schnee meterhoch liegt!

Lawinen!

Unserer, der in den Bergen sozusagen daheim ist, kennt die gefährlichen Stellen und weiß, wenn es kritisch wird.

Das hat schon mancher gesagt!

Die Jungen ließen sich nicht einschüchtern, und Frank schon gar nicht. Er war ein trefflicher Fahrer und wußte, daß ihm nur wenige gleich kamen. Zu dieser seiner Kunst hatte er Vertrauen. Das machte ihn kühn und steckte auch seine Begleiter an, daß sie von Sonntag zu Sonntag ihre Ziele höher steckten.

Einmal lud er Marie ein, seine Gruppe zu begleiten. „Sie fahren in der Schwebebahn nach dem Trübsee. Wir kommen auf den Skiern nach. Im Hotel veranstalten wir einen lustigen Sportball. So etwas müssen Sie auch einmal gesehen und mitgemacht haben.“

Marie wußte nicht, ob sie zusagen sollte. Freilich, so einen herrlichen Wintertag in den Bergen hätte sie gern einmal erlebt. Zu viel hatte sie von andern gehört, was das für eine Pracht gewesen

sei. An den Montagen sprach man im Geschäft, auf den Straßen und in den Straßenbahnen von den gestrigen Abfahrten, vom stäubenden Pulverschnee und dem tiefblauen Himmel, der trotz der heißen Kälte die Welt in ein Paradies von silbernem Glanze verwandelte. Sie wußte, wenn sie diese Gelegenheit nicht wahrnahm, kam sie nie dazu, sich einmal mit diesem Skivolk zu tummeln.

Ihre Eltern sollten entscheiden.

„Geh!“ ermunterte sie Frau Ursula. „Wenn dich Frank Högger schon einlädt!“

Im Geschäft hatte sie bald eine schöne Ausrüstung beisammen.

Als sie sich am Samstagmittag als kühn ausschauende Sportlerin, in langen Hosen, derben Schuhen und einem blauen Jäcklein ihren Eltern vorstellte, lachten sie hell auf, und der Vater sagte: „Pok tausend! Das steht dir gut! Wer weiß, wenn du heut Glück hast und alles so schön gerät, fängst du auch noch an Ski zu fahren.“

„Du hast in letzter Zeit keine gesunde Farbe“, bemerkte etwas besorgt die Mutter. „Du kommst zu wenig ins Freie.“

„Schau dann übermorgen, ob die Wangen röter geworden sind!“ warf Marie in froher Erwartung dazwischen.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling GLOCKEN

Michael Georg Conrad

Heiliger Geist, des Lichtes Quelle,
Sprühend jage deine Welle
Durch des Trübsinns tiefe Nacht.

Setz in Brand der Völker Herzen,
Daß sie rein gleich Altarkernen
Flammen auf in stiller Pracht.

Nimm von uns die dumpfe Schwüle,
Schaff uns starke Frohgefühle,
Rüst uns mit der Schönheit Macht.

Ründe du mit Feuerzungen
Glücksbotschaft Alt und Jungen:
Neues Leben lockt und lacht,

Düstern Pomp der alten Zeiten,
Alldie blutigen Herrlichkeiten
Frißt das Grab. So sei's vollbracht.